

Der Fall Kappler
Nach sechshundert Jahren

Im Blickpunkt

Alter und neuer Antisemitismus in der Bundesrepublik

Fakten und ihre Hintergründe

Auf Worte folgten Taten
Antizionismus und linke Frustrationen
Von der „reeducation“ zur Hitler-
Vermarktung auf Glanzpapier
Das Problem einer Prognose für die
Mehrheit

Dokumentation

Der Glaube der Intellektuellen

Informationen

KINDER GOTTES

Die Gegendarstellung der
«Kinder Gottes»

JUDENTUM

Unter dem Druck der Assimilierung
ÖRK-Umfrage über christlich-jüdische
Beziehungen
Plädoyer für die „Dreitagejuden“

HINDUISMUS

„Ein christlicher Beitrag zum
Krishna-Bewußtsein“

FREIGEISTIGE BEWEGUNG

Horst Prem neuer Präsident der
Deutschen Unitarier

Material dienst

Aus der
Evangelischen Zentralstelle
für Weltanschauungsfragen
der EKD



10

40. Jahrgang
1. Oktober 1977

Zeitgeschehen

○ **Der Fall Kappler.** Der Fall Kappler hat noch einmal alles aufgewühlt. Was längst vergessen und unter dreißig Jahren Nachkriegsgeschichte begraben schien, kam plötzlich wieder ans Licht. Die Erregung war groß. Vor dem Hintergrund des Fest-Filmes über Hitler, der Meinungsumfragen unter deutschen Schülern mit ihren erschreckenden Ergebnissen, der mißtrauischen Beobachtung der bundesdeutschen innenpolitischen Situation mit Terroristenszene und Radikalenerlaß durch die Nachbarländer – vor diesem Hintergrund ist Kappler zum „Symbol des Nazifaschismus“ geworden. Das alles hat sein Gewicht. Auch dann, wenn sich sonst sehr selbstkritische und seriöse Publikationsorgane zu Recht dagegen wehren, in dem Spiegel, der den Deutschen jetzt vorgehalten wird, die bundesrepublikanische Wirklichkeit der späten siebziger Jahre wiederzuerkennen.

Aber der Fall Kappler hat noch eine andere Seite. Sie tritt einem schmerzlich ins Bewußtsein, wenn man zwei Meldungen und zwei Dokumente sich vor Augen führt. Nach einer kleinen Zwischenbemerkung in einem «Zeit»-Artikel vom 26. August 1977 ist Kappler – wie es dort heißt – „reumütig“ in die katholische Kirche eingetreten. So die eine Meldung. Und die an-

dere: „Herbert Kappler hat das Pech, ein Symbol zu sein für den Nazifaschismus. Ich persönlich habe ihm vergeben. Aber offiziell ihm zu vergeben, würde bedeuten, daß man die Greuelthaten vergibt. Er muß sühnen bis zum letzten Tag, und das auf italienischem Boden.“ Dies sagte nach einer Glosse im «Deutschen Allgemeinen Sonntagsblatt» vom 21. August 1977 der ehemalige Partisanenführer Salinari. Salinari, heute als Philologe an der Universität Rom tätig, hatte damals im März 1944 jenen Bombenanschlag durchgeführt, der dreiunddreißig Südtiroler Polizisten tötete und dann zu den schrecklichen Geiseler-schießungen unter dem Kommando Kapplers führte.

Was aber die Dokumente betrifft, so ist das eine der Briefe von Frau Kappler an den italienischen Staatspräsidenten Giovanni Leone. Dieser Brief lautet: „Exzellenz, haben Sie die Güte, einer schwergeprüften Frau einige Worte zu erlauben. Vor dreißig Jahren haben mein Vater und ich einigen jüdischen Freunden unter der nazistischen Herrschaft unter Lebensgefahr das Leben gerettet, indem wir ihnen die Flucht in die Vereinigten Staaten ermöglichten, bevor sie in den Gaskammern getötet werden konnten. Diese Hilfe für unsere Freunde war etwas Normales, und wir haben keine Medaille erwartet. Ich habe in der nachfolgenden Zeit nie aufgehört, mich für die Verwirklichung der Menschenrechte einzusetzen, und ich befinde mich in diesem Moment in einer Notsituation. In dieser großen Notsituation und im Wettlauf

mit dem Tod blieb mir nur meine eigene Initiative. Ich bitte Eure Exzellenz und Ihr Volk um nichts anderes als um Verständnis, wobei ich auf Gott hoffe“ (zitiert nach der «Braunschweiger Zeitung» vom 18. 8. 1977).

Das andere Dokument sind Sätze aus einer Ansprache von Alt-Präses D. Wilm, der selbst im Konzentrationslager in Dachau saß und als „Beauftragter des Rates der EKD für die Seelsorge an den in ausländischem Gewahrsam befindlichen Kriegsverurteilten“ seit Jahren mit dem Fall Kappler vertraut ist. In der Sendung „Christen zum Alltag“ des Süddeutschen Rundfunks am 20. August 1977 sagte Wilm: „Ich weiß mit Herbert Kappler um das grausige Geschehen bei Geiseler-schießungen an den Adreatinischen Höhlen in Rom. Kappler hat bekannt und be-reut, daß er überhaupt den verbrecherischen Krieg mitgemacht hat, im Dienst der verbrecherischen SS gestanden hat und damit in dieses Geschehen der Geiseler-schießungen mitverstrickt, ja in die Verantwortung gegen seinen Widerstand hineingezwungen worden ist durch Hitlers persönlichen Befehl ... Sollte Italien unbedingt ein neues Symbol brauchen, bin ich bereit und auch andere, als Stellvertreter Kapplers in italienische Gefangenschaft zu gehen. Was mich jetzt beschwert, ist, daß man noch keine Ruhe gibt – und aus Rache und Vergeltungssucht offenbar hinter Herrn Kappler her ist und ihn nicht in Frieden sterben lassen will in seiner Heimat.“

Man fragt sich nach der Lektüre solcher Meldungen und Doku-

mente: Wird die schmale Spur der Menschlichkeit, die hier und da zwischen den harten Machtblöcken politischer Fakten und Interessen hindurchführt, auch in Zukunft sichtbar bleiben? Hat Versöhnung oder gar Vergebung überhaupt die Chance, auch zu einer politischen Weisheit zu werden? Und wenn nicht, wie soll dann die unausweichlich gemeinsame Zukunft der Menschheit aussehen? Sind Deutsche, wie hier je in ihrer Weise Frau Kappler und Präses Wilm, überhaupt legitimiert, angesichts der Unmenschlichkeiten des Nationalsozialismus ihre Stimme für die Menschlichkeit zu erheben? Oder sind gerade Deutsche es, die angesichts der Erfahrungen in ihrer eigenen jüngsten Geschichte dies mit besonderem Nachdruck tun müßten? Der Fall Kappler gibt noch einmal neu Stoff zu Betroffenheit und Nachdenken.

ai

○ **Nach sechshundert Jahren.**

Leo Kardinal Suenens, Erzbischof von Mecheln und Brüssel, wird nach einer Meldung in «Publik-Forum» (2. 9. 1977) im November in Anwesenheit des belgischen Großrabbiners Dreyfus in der Kathedrale von Brüssel eine Bronzetafel mit einer Inschrift enthüllen, die die Brüsseler Juden feierlich von der Beschuldigung freispricht, am 21. Mai 1370 in der Brüsseler St. Michaels-Kathedrale Hostien geschändet zu haben. Die den Brüsseler Juden zugeschriebene Tat hatte damals zu einem Pogrom geführt, das mit der Verbrennung der Beschuldigten bei lebendigem Leib endete. mi

Alter und neuer Antisemitismus in der Bundesrepublik

Fakten und ihre Hintergründe

Aktivitäten rechts- und linksextremistischer Gruppen in der Bundesrepublik werden schon seit einigen Jahren mit wachsendem Unbehagen registriert. Untereinander nicht selten heftig zerstritten, sind sich doch beinahe alle diese Gruppen in einem einig, nämlich in der Wiederaufnahme antisemitischer Tendenzen. Das Ganze geschieht in einem Gesamtklima, in dem die Auseinandersetzung mit dem Auschwitz-Trauma zum Kolportieren

makabrer Flüsterwitze herabsinken konnte und in dem man sich fragen kann, worüber man sich mehr Sorgen machen sollte: über die Anfälligkeit von Jugendlichen für das Gedankengut der fraglichen Gruppen oder über die Gleichgültigkeit, mit der eine breitere Öffentlichkeit dieses Treiben gewöhnlich hinnimmt. Der folgende Beitrag versucht, die gegenwärtige Lage in größere zeitgeschichtliche Zusammenhänge zu stellen.

Das Unbehagen, ob es in der Bundesrepublik zu einer neuen Konjunktur für antisemitische Tendenzen kommen könnte, geht auf Meldungen bestimmter Vorkommnisse zurück, von denen einige, die in ihrer Art als charakteristisch gelten können, hier einmal aufgereiht seien:

Mit einer gewissen Regelmäßigkeit schon wird uns gemeldet, daß hier ein jüdischer Friedhof zerstört, dort eine Synagoge, eine Schule oder ein Mahnmal für Verfolgte des Naziregimes mit Hakenkreuzschmierereien, Parolen, Aufklebern als eindeutigen Proben einer bestimmten Gesinnung versehen wurden. Die Täter bleiben in vielen Fällen im Dunkeln, werden aber in der Regel in den Kreisen von Jugendlichen vermutet. Man wird also sagen müssen, daß wir über das Milieu, aus dem die Täter kommen, und ihre Motivationen im einzelnen relativ wenig sagen können. Anders bei der «Deutschen National-Zeitung», die kaum eine Woche ohne eine dick antisemitische Schlagzeile in aller Öffentlichkeit an unseren Kiosken erscheint und der man nachsagt, daß sie mit einer Auflage von rund 160 000 hinter der «Zeit» liege. Hier handelt es sich im wesentlichen um verbalen, um „Druckerschwärze-Antisemitismus“.

Auf Worte folgten Taten

Ein neues Bild entsteht, wenn antisemitische Gruppen nicht mehr in der Anonymität bleiben und sogar dazu übergehen, ihren Worten Taten folgen zu lassen. Dies trifft etwa zu bei der Gruppe um den ehemaligen Rechtsanwalt Manfred Roeder, der Anfang der siebziger Jahre, zunächst noch anonym, eine Broschüre mit dem Titel „Die Auschwitz-Lüge“ herausgegeben hatte.

Wie man sich erinnert, hat man in diesen Krisen gern versucht, die Zahl der sechs Millionen Juden, die im Zweiten Weltkrieg dem nazistischen Rassenwahn zum Opfer fielen, sozusagen „herunterzuhandeln“. „Sechs Millionen waren es sicher nicht, vielleicht waren es drei oder vier, vielleicht auch nur ein paar Hunderttausend, oder sogar nur...“ Im Roeder-Kreis war dann der Punkt erreicht, wo man zu behaupten wagte, es habe überhaupt nie so etwas wie den Versuch einer „Endlösung“ gegeben. (Immerhin liegt darin auch das unfreiwillige Zugeständnis, daß Massenvernichtungen als Verbrechen zu gelten haben. Hat man nicht auch schon gehört, es seien noch zu wenige vergast worden; den oder jenen habe man vergessen zu vergasen – oder ähnlich?) In ihrer wohl ungeheuerlichsten Form hört sich diese neue „Auschwitzlüge“ ungefähr so an: Die Ofen, die man beispielsweise in Auschwitz fand, gehörten zu einer Großbäckerei, die sich auf – Weihnachtsgebäck spezialisiert hatte (daher der süßliche Geruch!). Wer sich hier nicht einfach abwendet, sondern versucht, eine solche Behauptung zu „dechiffrieren“, kann an dieser Stelle auch etwas von der tiefen Gereiztheit des Antisemiten heraushören: Auch auf die Christen, die in der langen Geschichte des Antisemitismus einmal keine geringe Rolle spielten, ist in dieser Sache kein rechter Verlaß mehr!

Mit bloßer Propaganda aber mochten sich Roeder und die Seinen auf die Dauer nicht zufriedengeben. Die Roeder-Anhänger schritten in aller Öffentlichkeit zu Aktionen. Bevorzugtes Ziel ihrer Aggressionen sind, aus naheliegenden Gründen, Veranstaltungen der „Aktion Sühnezeichen“. Zum erstenmal drang Roeder gemeinsam mit Mitgliedern seiner „Deutschen Bürgerinitiative“ in das Schöneberger Rathaus in Berlin ein, um Fotos und andere Ausstellungstücke einer Auschwitz-Ausstellung der Aktion Sühnezeichen mit roter Farbe zu beschmieren. Ähnliches wiederholte sich in anderen Städten. Roeder, der unter anderem auch Dietrich Bonhoeffer als „ehrwürdigen Vaterlandsverräter“ beschimpfte, den man „leider“ zu spät erwischt habe, gehörte auch zu den Initiatoren einer gewalttätigen „Demonstration“ gegen den ehemaligen Mitankläger bei den Nürnberger Prozessen Robert Kempner.

Vorfälle aus der Medienszene sind etwa die Auseinandersetzungen um den Filmmacher Faßbinder als Produzenten des Filmes „Die Stadt, der Müll und der Tod“. Dem Film, der auf einen Roman von Gerhard Zwerenz „Die Erde ist unbewohnbar wie der Mond“ von 1973 zurückgeht, wird die Tendenz nachgesagt, für die Zerstörung alter Wohngegenden in Frankfurt beziehungsweise für bedenkliche Fehlentwicklungen unserer Großstädte überhaupt „den Juden“ verantwortlich zu machen. Faßbinder hat inzwischen energisch bestritten, Antisemit zu sein. Kenner seiner Filme meinen, er möge nicht nur Juden nicht. Er möge im Grunde überhaupt keine Menschen, kaum sich selbst. Im Falle von Gerhard Zwerenz aber stoßen wir auf das im ersten Augenblick erstaunliche Phänomen, daß wir es inzwischen längst auch mit einem „Antisemitismus von links“ zu tun haben (vgl. MD 1974, S. 82 ff).

Wie nahe sich die sonst so feindlichen Brüder von rechts und links in diesem einen Punkt kommen können, sei hier illustriert mit einer Gegenüberstellung der verschiedenen Reaktionen auf das Unternehmen der Befreiung israelischer Geiseln in Entebbe im vorigen Jahr. Die Zitate sind einer Dokumentation von Henryk M. Broder entnommen („Linke Tabus – Linker Kitsch – Linker Opportunismus – Linker Antisemitismus“, Berlin 1976). Danach veröffentlichte die KPD (eine der sogenannten „K-Gruppen“, die nicht mit der DKP zu verwechseln sind) am 7. Juli 1976 in ihrem

Zentralorgan «Rote Fahne» eine „Scharfe Verurteilung des zionistischen Überfalls“. Die «Rote Fahne» verglich dabei die „Piratenaktion“ der Israelis mit den „Blitzkriegen der Hitlerfaschisten“ und verurteilte „ebenfalls aufs schärfste“, daß der Sprecher der Bundesregierung seiner Erleichterung und Genugtuung über diese „dreiste Provokation der Zionisten“ Ausdruck gegeben habe. Am 9. Juli 1976 richtete der nun schon bekannte Manfred Roeder als „Sprecher des Reichstages und der Freiheitsbewegung Deutsches Reich“ eine Botschaft an den Präsidenten der Republik Uganda Idi Amin: „Mit größter Empörung haben wir von dem Überfall Israels auf den Flughafen von Entebbe gehört. Israel ist der Aggressor seit seiner Gründung. Nie wird es im Mittleren Osten Ruhe geben, solange der Raubstaat Israel besteht. . .“

Schließlich noch ein Hinweis auf die zur Zeit in Schülerkreisen grassierenden Witze, deren Problematik der Einfachheit halber in einem persönlichen Erlebnis vorgestellt sei: In einem Kreis mit Jugendlichen waren die Stichwörter „Juden“ und „Israel“ gefallen. „Da gibt es doch jetzt diese komischen Witze“, meinte einer. „So? Könnten Sie mal einen erzählen?“

„Also die gehen so. Zum Beispiel: Wieviel Juden haben an der Olympiade in München teilgenommen?“ – ??? – „Genau 8024 – zwei Dutzend als Sportler, der Rest auf der Aschenbahn.“ – „Und was ist daran eigentlich komisch? Warum soll man da lachen?“ – „Nun ja, es muß in dem Witz immer das Wort Asche vorkommen.“ Andere mischen sich ein: „Sind die nicht von dem Kischon, oder wie der heißt?“ – „Das sind eben so Witze, wie meinetwegen die über die Ostfriesen!“

„Nun“, meint ein Älterer, „Ostfriesenwitze kann man auch erzählen, wenn Ostfriesen dabeisitzen. Aber könntet ihr euch vorstellen, daß man einen solchen Aschenwitz erzählt, wenn jemand dabei ist, der Jude ist oder sogar Angehörige in Auschwitz verloren hat?“ Langes Schweigen: „Eigentlich nicht, aber wir kennen ja eigentlich gar keine Juden persönlich.“

„Ach“, meint ein anderer, „man sollte das nicht so wichtig nehmen, das ist so 'ne Mode. Solche Witze kommen und gehen, wie im Augenblick die Häschenwitze. Kennen Sie übrigens den? . . .“ Das Thema wechselt. Die Älteren in der Runde haben im ganzen den Eindruck: eigentlich ganz sympathische junge Leute, aber doch ziemlich naiv, und sicher ohne jede Ahnung, was sie da erzählten und wo das wohl herkam. (Nicht verschwiegen werden soll allerdings, daß es auch Jugendliche gibt, die diese sogenannten Witze mit einem ganz anderen Ton erzählen!) In jedem Fall aber stellt sich die Frage: was muß da wohl schiefgelaufen sein in Schule und Elternhaus, Erziehung und Geschichtsunterricht, wenn eine solche „Ahnungslosigkeit“ das Resultat sein kann? Eine Frage, die uns noch beschäftigen soll.

Antizionismus und linke Frustrationen

Beginnen wir mit dem Antisemitismus von links, der gern für sich beansprucht, nicht „Antisemitismus“, sondern „Antizionismus“ zu sein. Ursprünglich ist die studentische Linke einmal, bis in die späten sechziger Jahre, betont proisraelisch gewesen. Der Umschlag kam mit dem Sechstagekrieg des Jahres 1967 Eine, wie man finden kann, etwas vordergründige Erklärung für diesen Umschlag meint, man könne sich für Juden aussprechen, solange sie schwach sind und verfolgt werden. Aber Juden, die es sich erlauben zu siegen und dafür auch noch Beifall von der „falschen Seite“

finden? („Pardon, wir haben gewonnen“, hieß ein Kishon-Taschenbuch von 1968.) Eine solche Sicht übersieht, daß in den späten sechziger Jahren nicht nur Israel einen seiner spektakulärsten Siege erfocht, sondern daß es in der gleichen Zeit zu einigen katastrophalen Niederlagen der Neuen Linken kam. In Paris siegte De Gaulle über den Mai-Aufstand von 1968. Im August des gleichen Jahres beendeten russische Panzer den „Prager Frühling“. Aufs ganze gesehen, kann man sagen, daß Studentenunruhe und Außerparlamentarische Opposition jener Jahre „abgeschlafft“ sind, ohne daß bis heute die Junge Linke das Scheitern ihrer Bewegung in nüchterner Selbstkritik aufgearbeitet hätte. Eine Prüfung der eigenen Erfahrungen und ihrer Voraussetzungen blieb aus. Statt dessen suchten sich Frustrationen und Ressentiment wieder einmal einen Sündenbock. Und es sind sicher nicht die besten Geister der Studentenrevolte, die rasch wieder auf jene Gruppe kamen, der man die Rolle eines Sündenbocks nicht zum ersten Mal aufdrängte.

Angelegt war das schon in jener Flugschrift, die 1968 die Wende im Israel-Verhältnis der Neuen Linken einleitete, in der Voltaire-Flugschrift Nr. 21 nämlich über den „israelisch-arabischen Konflikt“ von Isaac Deutscher (mit einem Vorwort von Ulrike Meinhof). Isaac Deutscher, bedeutender Biograph eines großen, aber letztlich doch gescheiterten Marxisten (Trotzkij), war selbst ein Internationalist mit anti-zionistischem Komplex, der auch dann noch auf den Marxismus fixiert blieb, als ihm dämmern mußte, daß auch die Dritte und die Vierte Internationale nicht die Lösung dessen gebracht hatten, was man einmal „die jüdische Frage“ zu nennen pflegte.

Auch Gerhard Zwerenz, Faßbinders Gewährsmann für „die Juden“, kann als ein solcher enttäuschter Marxist gelten. An seinem Fall läßt sich besonders eindrücklich zeigen, welches Gesicht der Antisemitismus in linker Szene heute annehmen kann. Das Schema selbst ist keineswegs originell, ist ja der Antisemitismus ein uraltes Thema, zu dem nur im Verlauf der Geschichte immer neue Variationen gefunden wurden. Da gab es etwa im spätmittelalterlichen Spanien die sogenannten Marranen: Juden, die, vor die Wahl zwischen Scheiterhaufen und Taufe („Wasser“- oder „Feuer“-Taufe) gestellt, sich bereit fanden, eben Christen zu werden. Nun aber waren sie erst recht dem Verdacht ausgesetzt, ob eine solche Bekehrung auch wirklich echt war, ob sie nun auch wirklich Schweinefleisch aßen, ob man an Schabbat auch tatsächlich Rauch aus dem Schornstein ihrer Häuser aufsteigen sah.

Jahrhunderte später wurde ein solcher Bekehrungs- und Assimilationsdruck nicht mehr im Namen der Religion, sondern im Namen nationalstaatlicher Chauvinismen ausgeübt, die zum Religions-Ersatz aufgerückt waren. Man hatte nichts gegen Juden, nur deutsche Patrioten, französische Patrioten usw. mußten sie sein. Aber konnte man sich im Ernstfall wirklich auf sie verlassen? Würden französische und deutsche Juden aufeinander schießen, wo sie doch möglicherweise über Angehörige in Straßburg und Metz miteinander verwandt waren?

Das gleiche Ineinander von selektivem Philo- und selektivem Antisemitismus – „wir haben gar nichts gegen Juden, aber ...“ – findet man heute, wieder in einer neuen Lesart, in der DDR und anderen Ostblockländern. Antisemitismus ist regelrecht von Staats wegen verboten, aber zum Marxismus-Leninismus müssen sie sich schon bekennen, die Juden; und vor allem müssen sie sich freigemacht haben von Vorbehalten, die es möglicherweise von ihren religiösen Traditionen her gegen ein solches Bekenntnis geben könnte. Und wieder hat der nichtjüdische Funktionär seine

Zweifel: „Ob sie auch wirklich daran glauben! Können sie überhaupt daran glauben? Glauben wir doch manchmal kaum noch daran!“ Dem vorhin erwähnten Isaac Deutscher beispielsweise ist der bezeichnende Ausspruch entfahren: „Kratze an einem jüdischen Linken und du findest nur einen Zionisten.“

Bei Gerhard Zwerenz liest sich das so: Er kenne Juden, schreibt er in seinem „Bericht aus dem Landesinnern“ (Fischer-Taschenbuch 1468), die reden wie Juden, sehen aus wie Juden, verdienen wie Juden und – er meint „aber“ – „denken nicht wie Juden“. Es sind Nachkommen einer alten Rasse und großen Klasse, aber „ich kenne sie nicht wieder und frage mich, wie es passieren konnte, daß jene Rasse- und Klasse-Leute, die einen Marx, Heine, Tucholsky hervorgebracht haben, sich derart ins Kleine, Mittelmäßige und Rechte wenden“. Und Zwerenz ereifert sich über „ein großes Geschlecht, heruntergekommen“. Man denke sich einmal „rechte Juden als Nachfolger von linken“. „Wo seid Ihr,“ so klagt er, „Genossen, Brüder, Leidensgefährten vergangener Schlachten und Niederlagen. Ich zähle sie an den Fingern ab, die letzten Überlebenden, die der hakenkreuznasige Hitler krummnasig nannte, ich zähle meine Brüder der krummen Nase an meinen krummen Fingern ab, drei – vier Genossen der SED, zwei Genossen der DKP und an die sechs, nein sieben Ex-Kommunisten, wir singen gemeinsam die Internationale“, denn, Schreckliches ist geschehen, „begonnen wurde das Reich Zions“ – gemeint ist der Staat Israel – „dem seltsame Männer Taufpaten stehen“.

Soweit die Linke. Sehen wir nun zu, wie man auf der Rechten das Scheitern der eigenen Illusionen, das vorzeitige und unrühmliche Ende des tausendjährigen Reiches verwunden hat und, vor allem, wie es wohl um die „schweigende Mehrheit“ und ihre Traditionen bestellt ist.

Von der „reeducation“ zur Hitler-Vermarktung auf Glanzpapier

Im Blick auf den Antisemitismus jugendlicher Rechtsextremisten fragt man heute gern, wie wir das selbst schon im Falle der Schülerwitze taten, nach den möglichen Versäumnissen der Erziehung. Was haben solche jungen Leute wohl zu Hause, was wohl in der Schule gehört? Sind sie in ihrem Geschichtsunterricht überhaupt bis zum Dritten Reich und zum Zweiten Weltkrieg gekommen? Man fragt, aber man bekommt selten differenziertere Antworten.

Unter Umständen wären hier einmal ein paar grundlegende Mißverständnisse auszuräumen. Zunächst vor allem einmal das eine: 99,8 Prozent sollen in Deutschland einmal Hitler gewählt haben. Ganz so viele waren es sicher nicht, man weiß, wie solche Wahlergebnisse in totalitären Staaten zustande kommen. Aber eine ganze Menge Leute waren es schon, die sich einmal von der Propaganda des Dritten Reiches erfassen ließen. Es gab nach 1945 die Erwartung, die Betroffenheit von den Verbrechen, die dieses Regime in unserem Namen verübte, müsse so tief gehen, daß sich überhaupt keine Reste der alten Denkweise erhalten könnten. Diese Erwartung hat sich, wie man heute leider sagen muß, nicht erfüllt. Es ist Hitler und Himmler nicht gelungen, Europa „judenrein“ zu machen. Es war aber auch aller noch so gut gemeinten „reeducation“ nach 1945 nicht gegeben, unser Land völlig „antisemitenrein“ zu machen. (Etwas von der Enttäuschung über diesen Sachverhalt scheint auch noch in der Untersuchung „Antisemitismus heute – über die Latenz eines Vorur-

teils“ nachzuwirken, die 1975 vom Forschungsinstitut für Soziologie der Universität Köln unter der Leitung von Professor Alphons Silbermann durchgeführt wurde.) Möglicherweise werden wir uns dem Phänomen zu stellen haben, daß wir, wie in manchen anderen Ländern auch, mit einem gewissen Bodensatz an Antisemitismus leben müssen, was nicht ausschließt, daß wir das als dauernden Stachel in unserem Bewußtsein empfinden sollten.

Im übrigen scheint, was man einmal „reeducation“ nannte, überhaupt in vielem hinter den angestrebten Zielen zurückgeblieben zu sein. Noch war die Zeit nicht reif für die Einsicht, daß Deutschland wie Europa im Grunde in die Zeit nach 1933 „hineingeschlittert“ sind – wir meinen nicht die treibenden Kräfte des Regimes, die ziel-sicher „vorausschlitterten“ – und daß gerade in diesem Hineinschlittern die Gefährlichkeit dieser Zeit lag. Was man damals hätte unternehmen müssen, um zu verhindern, was da heraufkam, kann man heute in Taschenbüchern nachlesen. Aber diese Taschenbücher gab es vor 1933 noch nicht. Die Zukunft war damals im ganzen offener, als man heute wahrhaben will. Daß, was dann wirklich geschah, überhaupt menschenmöglich sei, hätte kaum jemand vorausgesehen. Wer deutlicher sah, hatte Mühe, seine Befürchtungen auf andere zu übertragen. Aus der Sicht von heute wird man sagen können: Was Menschen im Umgang mit ihresgleichen zuzutrauen ist, darüber sind wir mittlerweile besser informiert. Und wir sind auch beinahe schon wieder abgestumpfter gegen dieses Wissen.

Allzu oft versuchte die Umerziehung nach 1945, das Jahr 1933 im Nachhinein noch zu verhindern, und glaubte, schematischen Wiederholungen des Geschehenen vorbeugen zu sollen (als ob ein künftiger Volksverführer genau mit dem Bärtchen Hitlers kommen müsse!). Allzu lange stand, was die Nachwachsenden über die ganze Zeit lesen konnten, gleichsam unter einer freiwilligen Selbstkontrolle und dem Zwang, von vornherein moralische Abscheu zu erwecken und die gefährliche Faszination, die von dem Phänomen Hitler unter den Bedingungen seiner Zeit einmal ausgegangen ist, hinterher noch so uneinfühlbar wie möglich zu machen. Das Resultat war für längere Zeit eine weit verbreitete Verdrossenheit, sich überhaupt noch auf dieses Thema ansprechen zu lassen.

Die jüngere Generation begann ihr Recht auf größere „Unbefangenheit“ geltend zu machen, obwohl, wie sich zeigen sollte, gerade diese „Unbefangenheit“ gar nicht so leicht zu haben ist. Unter dem Vorwand, größere „geschichtliche Objektivität“ anzustreben, begann, wie im Fall der Reihe „Das Dritte Reich“ des Jahr-Verlags in Hamburg, die große „Hitler-Vermarktung auf Hochglanzpapier“ – der Versuch, „rechts“ der Mehrheit, wie sie von Parteien, Kirchen, Rundfunkbeiräten vertreten wird, Käufer-schichten zu „erschließen“, die möglicherweise bei der bisherigen Literatur über die NS-Zeit nicht auf ihre Kosten gekommen waren. Wieviel Unsicherheiten hier aufgestört werden, zeigt im Augenblick die Diskussion über den Fest-Film „Hitler – eine Karriere“.

In der Reeducation-Ära war man in der Regel immer schnell bei den tödlichen Früchten, bei der fürchterlichen Schlußbilanz der NS-Zeit. Daß in den schillernden Früh- und Zwischenphasen sich viele Zeitgenossen auch einmal täuschen konnten, wollte man nicht zugestehen. Gerade das züchtete in vielen Jugendlichen aber auch eine gewisse Überheblichkeit: „Wie konnten unsere Alten nur . . . Uns wäre das jedenfalls nicht passiert!“ Manchmal konnte man sich fragen, ob gerade diese Über-

heblichkeit und die Sorge, schiere Wiederholungen zu vermeiden, nicht manchen Nachwachsenden blind machen mußte für die eigenen Fehler und Irrtümer, die möglicherweise auf diese neue Generation zukommen würden. Daß einige dann wieder so schnell bei den Fehlern und Irrtümern ihrer Väter landen würden – auch dies war schwer vorauszusehen.

Das Problem einer Prognose für die Mehrheit

Im Grunde geht es aber nicht so sehr um links- und rechtsextremistische Gruppen, sondern viel mehr um die Frage nach ihren Chancen, eine größere Zahl von Mitbürgern mit ihren Parolen infizieren zu können. Mit Krankheitserregern hat der Tübinger Psychiater Ernst Kretschmer (in seinem Buch „Geniale Menschen“, 1929) einmal jene radikalen politischen Elemente verglichen, die an revolutionären Wendepunkten der Geschichte ihre eigene Hysterie auf Massenseelen übertragen. „Ist die geistige Temperatur eines Zeitalters ausgeglichen und der soziale Organismus gesund, so wimmelt die Abnormen und nicht selten Psychopathischen ohnmächtig und wirkungsschwach zwischen der Masse der gesunden Menschen herum. Zeigt sich aber irgendwo ein wunder Punkt, ist die Luft schwül und gespannt, ist etwas faul und morsch, so werden die Bazillen alsbald virulent, angriffslustig, sie dringen allenthalben durch und bringen die ganze Volksmasse in Entzündung und Gärung.“ Wer sich fragt, wie wohl die antisemitischen Ausfälle unserer Links- und Rechtsextremisten zu beurteilen sind, wird auch zu fragen haben, wie es wohl um die „geistige Temperatur“, die Gesundheit unseres sozialen Organismus im ganzen steht.

Hierzu zuerst eine allgemeinere Feststellung. 99,8 Prozent sollen, wie gesagt, einmal Hitler gewählt haben. Aber man vergißt leicht, daß im Jahre 1933 nicht nur die deutschen Juden, sondern auch die fanatischen Antisemiten eine Minderheit waren, ebenso wie jene, die dem Antisemitismus zu widerstehen bereit waren (diese Gruppe wahrscheinlich die kleinste der Minderheiten!). Wie aber stand es eigentlich mit der großen Mehrheit der in diesem Punkt mehr oder minder Gleichgültigen, ohne die ein Hitler und Himmler ihre Pläne kaum hätten ausführen können? Hat man schon genügend über jene gesprochen, die ihre Fensterläden zumachen, wenn sie hörten, daß in ihrer Straße jemand bei Nacht und Nebel verhaftet wurde, und sich sagten: „Was geht das mich an, ich halte mich da heraus.“ Seinen Nächsten zu lieben wie sich selbst, gebieten Altes und Neues Testament (5. Mose 6, 5; Luk. 10, 27). Aber nicht weniger erfolgreich war zu allen Zeiten die Gegenthese, wonach jeder sich selbst der Nächste sei. Wer nicht betroffen sein wollte, konnte sich dann auch sagen: „Das wird schon irgendwie seine Richtigkeit haben, unser Staat tut so etwas nicht ohne Grund.“ Und er wird die Verleumdungen über den jüdischen Mitbürger, die die Propaganda ihm einträufelte, um so bereitwilliger aufgenommen haben, weil das im Grunde ja bequemer war.

In den Untergrundbahnen im heutigen New York, so erzählt man, gebe es Fahrgäste, die, wenn eine Horde von Halbstarken über ein Mädchen herfallen, sich hinter ihrer Zeitung verstecken. Die Zeitung – um bei dem Bild zu bleiben –, hinter der man sich im Dritten Reich verstecken konnte, wurde vom Staat gleich mitgeliefert. Auch heutzutage soll es Gleichgültige geben, die Unrecht irgendwo in der Welt oder in ihrer Nachbarschaft vor ihren eigenen Fenstern wie ein Fernsehprogramm

ansehen, dem man, wenn es einem lästig wird, mit einem Knopfdruck ein Ende machen kann. Ob die Zahl dieser Gleichgültigen in der anonymen Massengesellschaft von heute größer oder kleiner geworden ist, diese Frage wird nicht leicht zu beantworten sein.

In der beklemmenden Frage, ob in der Bundesrepublik ein Rückfall in den Antisemitismus als Massenhysterie denkbar wäre, wird sich niemand für eine positive Prognose bis hin zum Jüngsten Tag verbürgen wollen. Und doch gibt es, jedenfalls für unsere Gegenwart, durchaus auch Zeichen, die uns davor bewahren können, die Lage zu dramatisieren.

Um die „Latenz“ antisemitischer Vorurteile sollte es in der vorhin erwähnten Silbermann-Umfrage gehen, nicht um Fälle faktischer Diskriminierung und offen antisemitischen Verhaltens. Wie es um solche „Latenzen“ aber bestellt ist, dafür gibt es Test-Situationen. Eine solche Test-Situation war seinerzeit die Ölkrise mit ihren autofreien Sonntagen. „Überlaßt uns die Juden, und ihr bekommt wieder euer Benzin!“ So ließ sich damals arabische Propaganda vernehmen. Und hinter dem Scheibenwischer seines Autos fand man Flugblätter mit der Frage: „Sollen wir diesen Winter für die Juden frieren?“ Auch wenn man sich nicht für jeden der damals doch ziemlich aufgebrachten Autofahrer verbürgen möchte, so kann man doch eines sagen: Wenn es in der Bundesrepublik je einen Anlaß für eine antisemitische Welle gegeben hätte, dann in jenen Wochen. Die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung aber hat, mitsamt den von ihr gewählten Politikern, die damalige Versuchung mit erstaunlicher Sicherheit durchgestanden. Vielleicht gilt eben doch auch, daß manche Krankheiten einen Organismus mit immunisierenden Kräften zurücklassen.

Ein letztes Wort für die Minderheit der „Anfälligen“. „Aber wir kennen ja eigentlich gar keine Juden persönlich“, so hörten wir von jenem Jugendlichen in der Runde, in der „Aschenwitz“ erzählt wurden. In der Tat haben wir es in den Kreisen jugendlicher Extremisten mit einem „Antisemitismus ohne Juden“ zu tun. Wie man zum Hexenwahn keine Hexen braucht – man braucht nur Hexenwahn –, so kommt auch der Antisemitismus ohne wirkliche Juden aus und hat relativ wenig mit ihnen zu tun. Das heißt aber auch, daß eine solche Judenfeindschaft primär aus der Psyche des Antisemiten zu erklären wäre, aus seinen eigenen Komplexen und Lebensschwierigkeiten. Sicher ist nur eines, daß wir alle für unsere eigenen Lebensschwierigkeiten zuerst einmal selbst verantwortlich sind. Antisemitismus hat in dieser Lage noch nie irgend jemand etwas geholfen, am allerwenigsten den Antisemiten selber.

Wilhelm Quenzer

Der „ehrbare Antisemit“ hat ein beneidenswert reines Gewissen, ein meeresstilles Gemüt. Er fühlt sich zudem, was seinem Gewissensfrieden noch zuträglich ist, im Einverständnis mit der geschichtlichen Entwicklung. Erwacht er gelegentlich aus der Dumpfheit seines Dämmerns, stellt er die rituellen Fragen. Ob Israel denn nicht ein expansionistischer Staat sei; ein imperialistischer Vorposten. Ob es nicht durch den „Immobilismus“ seiner Politik das Ungemach, das von allen Seiten hereinbricht, selbst verursacht habe. Ob nicht die ganze zionistische Idee die Erbsünde des Kolonialismus trage und damit jeder mit diesem Lande solidarische Jude selber schuldhaft werde.

Jean Améry

Der Glaube der Intellektuellen

Die Intellektuellen und ihre Haltung zur politischen Macht: ein im Osten und Westen Europas gleichermaßen brisantes Thema. In den sozialistischen Staaten Osteuropas sind es weithin Intellektuelle, die die geistige und moralische Opposition tragen und als „Dissidenten“ unter dem Druck des Regimes leiden. Im Westen, zumal in der Bundesrepublik, ist es zur Existenzfrage für das Gemeinwesen geworden, daß und warum Intellektuelle zu Terroristen werden.

Als Schöpfer und Hüter kultureller und moralischer Werte stoßen die Intellektuellen auf die politischen Realitäten und geraten leicht in Konflikt mit der Macht. Protest, Anklage, Gegengewalt sind die Reaktion; besonders radikal dort, wo Intellektuelle sich in ihrem Glauben enttäuscht oder, schlimmer

noch, getäuscht sehen. Den vielschichtigen Zusammenhängen, die damit angesprochen sind, geht der folgende Beitrag nach, der in der Warschauer kulturpolitischen Wochenzeitung «Kultura» (8/1977) erschien. Sein ironischer Unterton ist unüberhörbar. Soll der Beitrag des polnischen Intellektuellen, die eigene Sache bagatellisierend, die Machtpolitiker in Ost und West entlasten? Er ist aus Dissidentenkreisen heftig kritisiert worden. Oder ist es die Selbstironie eines wirklich freien Geistes, der umgekehrt gerade auf diese Weise seinen Glauben zum Ausdruck bringt?

Der leicht gekürzte Artikel ist den in Berlin erscheinenden «Osteuropa Dokumentationen» (Mai 1977) entnommen.

Wie läßt sich ein gewisses, hartnäckig sich wiederholendes politisches Verhalten der europäischen Intellektuellen erklären? Insbesondere geht es mir hierbei um die Haltung der Intellektuellen gegenüber der politischen Macht, bei der sich seit Jahrhunderten gewisse gemeinsame Wesensmerkmale erhalten haben. Beginnen wir also damit, ganz kurz einen Blick auf die Geschichte zu werfen, ehe wir den Versuch unternehmen, einige sich vor unseren eigenen Augen abspielende Verhaltensweisen von Intellektuellen zu erklären.

Seit Tausenden von Jahren, seit organisierte Staatengebilde existieren, mußten die Herrscher ihre Schreiber, Beamten, Juristen, Magier, Kapläne, Räte haben, die allesamt über ein entsprechendes Wissen verfügten. Jeder Herrscher hatte also im Verlaufe von Jahrhunderten seine Magier, die ihm das Gewünschte herbeizaubern sollten, seine Wahrsager und Astrologen, die ihm die Zukunft weissagen konnten, seine Weisen, die ihm rieten, wie er am besten nach den Gesetzen der Natur zu regieren habe, seine Narren, die ihm – so er in entsprechender Laune war – sogar einmal eine bittere Pille verpassen durften, seine Schreiber und Kanzlisten, später seine Juristen und Theologen und schließlich in unserer Zeit das Heer von Experten . . .

Ein besonders wesentliches Moment in der Geschichte dieser Beziehungen war jedoch die Entstehung von Universitäten, wo sich die Wissenschaftler außerhalb des Hofes und der Kirche konzentrierten. Kaum also waren im 13. Jahrhundert die Uni-

versitäten entstanden, die damals zwar noch eng an die Kirche gebunden waren, schon wurden sie zum Ausgangspunkt von Konflikten zwischen der Macht und den Intellektuellen. Bereits in jenem Jahrhundert boten die Professoren in Paris und Bologna der weltlichen Macht die Stirn, und die Studenten lieferten den städtischen und königlichen Wachen blutige Konflikte. Mehr noch, jene Gelehrten und Wissenschaftler, die nicht unmittelbar am Hofe ihres Herrschers lebten, begannen ihre eigenen Ansprüche auf Machtausübung anzumelden und begründeten sie im Verlaufe der Geschichte fast identisch: als erste waren die Professoren der Theologie von Paris der Auffassung, daß sie, die Gottes Willen kennen, auch am besten den Staat nach seinem Willen zu regieren vermögen. Kurz darauf lehnten sich die Astrologen gegen die Macht auf und verkündeten, daß sie, die aus den Sternen die Zukunft voraussagen können, allein in der Lage wären, den Staat vernünftig zu organisieren. Die Philosophen im 18. Jahrhundert begründeten ihre politischen Ambitionen mit ihrer Kenntnis der Naturgesetze, und die Gelehrten von heute tun das gleiche und begründen ihre Machtansprüche mit ihrem Computerwissen, das manch ein Machtausübender offenbar ähnlich hoch veranschlagt, wie sein Vorgänger die Theologie und Astrologie schätzte.

Die dritte Strömung des politischen Wirkens der Intellektuellen bestand wiederum darin, die einzelnen Maßnahmen des Herrschers genau einzuschätzen und gegen all das, was ihnen falsch oder unerwünscht vorkam, zu protestieren. Um diese dritte Strömung geht es mir nun in dieser Skizze. Woher stammt sie und auf welcher Motivierungsgrundlage hält sie sich nach wie vor aufrecht? . . .

Definieren wir den Intellektuellen als Schöpfer kultureller Werte und umfassen wir mit dieser Bezeichnung auch solche Werte wie Wissenschaft, Technik und Philosophie . . . , so wird diese Situation verständlich. Dann protestieren die Intellektuellen gegen diejenigen Maßnahmen der Machtausübenden, die ihrer Meinung nach jene Werte bedrohen. Daß diese Werte aber auch durchaus politisch etwas gelten, davon werden die Intellektuellen von den jeweils Herrschenden durch ihre politischen Erklärungen, durch ihre Versuche, bedeutende Schöpfer an ihren Hof zu ziehen, und außerdem von der Geschichte selbst überzeugt. Zeigt ihnen doch letztere gerade, welche Rolle Kunst, Wissenschaft, Philosophie bei der Erhaltung der kulturellen Identität der Nationen gespielt haben, die dann gleichzeitig zu Faktoren ihres eigenen Prestiges und ihrer Expansion wurden. Sprach man doch seit früheren Jahrhunderten von den Kulturimperien Spanien und Frankreich, und heute zeigt man ganz eindeutig, welche Rolle die amerikanische Wissenschaft, Technik und Kunst bei der Festigung politischer Einflüsse spielen.

Damit also übernehmen die Intellektuellen, die sich als Schöpfer solcher immanenter Werte verstehen, eine Mitverantwortung für die Fragen der Nation und des Staates; sie betrachten sich selbst als Hüter der künstlerischen und intellektuellen Werte und versuchen denjenigen, die die Macht ausüben, eine ihren eigenen Auffassungen entsprechende Politik aufzudrängen. Und von hier aus ist es schließlich nur noch ein Schritt bis zu der Überzeugung, daß die Interessen der Intellektuellen auch den Interessen der gesamten Nation und des Staates gleichkommen . . .

Eine zweite Erklärung läßt sich in einer anderen Definition des Intellektuellen finden, die ich auch Sokrates-Definition nenne und die besagt, daß jeder Intellektuelle wie Sokrates sein Daimonion hat, welches da sagt, was er zu tun habe, und für ihn

zum absoluten Wertmesser wird. Mit einem solchen Wertmesser ausgerüstet, fühlt sich der Intellektuelle vor allem im Bereich moralischer Bewertungen autonom und betrachtet sich nicht nur als Hüter der Interessen der Nationalkultur, sondern sogar als Hüter ewiger Werte, solcher Werte, wie es das Gute, die Gerechtigkeit, das Recht, die Moral oder z. B. die Wahrheit sind. Er wird also gegen alle Maßnahmen der jeweiligen Machthaber protestieren, die seiner Meinung nach jene Werte angehen, und zwar im Namen seiner Funktion als Hüter dieser Werte . . .

Es ist natürlich klar, daß all diese Proteste der Intellektuellen einen Faktor in den politischen Auseinandersetzungen darstellen und die Politiker schnell gelernt haben, sie für ihre Ziele auszunutzen; die Intellektuellen ihrerseits können, wenn sie ihre Proteste unterzeichnen, nicht immer sicher sein, ob sie nun nur ihr Daimonion hören und den ewigen Werten dienen, oder ob sie nunmehr im Interesse verschiedener politischer Gruppen wirken, die es verstehen, ihr Moralgefühl für die eigenen Ziele einzusetzen. Somit also sollten sich die Intellektuellen über solche Möglichkeiten ebenso im klaren sein wie die Politiker, gegen die sich ihre Proteste richten. Ebenso sollten sie sich auch sehr genau überlegen, wo der Grenzstrich zwischen dem politischen Interesse und der moralischen Motivierung verläuft.

Bei Protestaktionen sind besonders diejenigen Intellektuellengruppen aktiv, die unter dem Einfluß wirken, sie seien „in ihrem Glauben getäuscht worden“. Ich denke hierbei an jene Intellektuellen, die politisch besonders stark engagiert waren, die sich irgendeiner politischen oder ideologischen Tendenz besonders stark angeschlossen, eben jener politischen Bewegung ihr ganzes Wissen und ihre ganzen Fähigkeiten überantwortet hatten und dabei glaubten, daß gerade diese Bewegung jene Werte, denen ein Intellektueller zu dienen habe, verwirklichen werde.

Verweilen wir noch kurz bei dem Phänomen des Glaubens der Intellektuellen, den die mittelalterliche Kirche so hervorragend zu nutzen verstand, wobei sie die Lösung lancierte: „Das Wissen im Dienste des Glaubens“. Doch da wir uns vom 11. Jahrhundert schon recht weit entfernt haben und schon bald ins 21. Jahrhundert eintreten, vollziehen sich manche Phänomene anders, wenngleich bei einigen Aspekten erstaunlich ähnlich. Der Glaube also . . . kann durchaus ein mächtiger Wirtschaftsfaktor sein, wie dies die Entwicklung des puritanischen Kapitalismus gezeigt hat, oder ein mächtiger Faktor der gesellschaftspolitischen Bewegungen; denn einen Menschen, der glaubt, kann man weder bestechen noch einschüchtern oder überzeugen. Man kann ihn nur einkerkern oder umbringen, doch alle Repressalien haben wiederum so viele Rück- und Auswirkungen, daß die Machtausübenden, die an die Erfahrungen der Geschichte denken, möglichst Repressalien vermeiden. Besonders wirksam wird ein vom Glauben untermauertes Wissen der Intellektuellen; deshalb auch werden die an etwas glaubenden Intellektuellen zu eifrigen Ideologen, begeisterten Revolutionären, deshalb offenbaren sie eine ganz besondere Bereitschaft, den Ideen, an die sie glauben, voll und ganz zu dienen. Dieser Sachverhalt ist jedoch nur allzu bekannt, so daß man hierüber nicht viel Worte zu verlieren braucht, und schließlich kenne ich dies nicht nur allein aus meiner persönlichen Erfahrung.

Bedient man sich jedoch der von einem Glauben besessenen Intellektuellen in der Politik, so birgt dies seine Gefahren. Behält doch selbst ein an etwas glaubender Intellektueller seine schöpferischen Fähigkeiten, seine Überzeugung von der inne-

ren Autonomie selbst dann noch, wenn er zu irgendeiner Zeit Bücher verfaßt, in denen er erklärt, er verzichte darauf zugunsten einer politischen Ideologie. Ferner behält ein Intellektueller nach wie vor seine Wesensmerkmale, die F. Znaniecki so treffend schilderte und die sich daraus ergeben, daß sein Werk und er selbst ständig Objekt von Wertungen ist und er laufend darum besorgt sein muß, namentlich von seinen Intellektuellenkollegen, die ihn einzig und allein einzuschätzen vermögen, möglichst gute „Noten“ zu erhaschen. Daher reagieren auch Intellektuelle ganz besonders empfindlich auf den leisesten Druck ihrer eigenen Kreise oder Korporationen, daher sind sie besonders anfällig für deren Moralanschauungen. Doch völlig abgesehen davon hat die Politik nun mal ihre eigenen technischen Gebote. Sie muß den Realitäten Rechnung tragen, und die Politiker kennen die Realitäten nun tatsächlich besser als die Intellektuellen. Daher wird der Intellektuelle, wenn er auf die Realitäten der Politik stößt, häufig enttäuscht, und sein Glaube wird schließlich erschüttert. Solche Situationen sind in vielen Fällen ausgesprochene Tragödien. Versuchen wir vor allem die psychische Situation eines in seinem Glauben enttäuschten Intellektuellen zu verstehen. Vor allem fühlt er sich dadurch enttäuscht, daß die Politik die Ideen nicht so verwirklicht, wie er sich das vorgestellt hatte. Er fühlt sich nicht nur moralisch hinters Licht geführt, sondern auch intellektuell nicht für voll genommen, weil er selbst nicht die nötige Intelligenz bewiesen hat, um von vornherein die Realitäten zu erkennen. Doch als Intellektueller hat man ja schließlich vor allem intelligent zu sein.

Ferner fühlt er sich von jenen Leuten in seinem Milieu als lächerlich betrachtet, die seinen Glauben nicht geteilt hatten. Jetzt sieht er, „daß er naiv war“, und für einen Intellektuellen lebt es sich durchaus nicht einfach mit einer solchen Meinung von sich selbst. Was also tut er? Will er weiterhin in der Öffentlichkeit wirken, bleibt ihm nur noch die Buße in Form einer Demaskierung der Politik, der er einmal gedient hat. In der Geschichte der europäischen Völker lassen sich hier Hunderte von Beispielen anführen. Nur das ermöglicht ihm, die Meinung, die er von sich selbst hatte, zu retten. Er hatte an diese Idee geglaubt, hatte in gutem Glauben gehandelt. Und Glaube läßt sich stets rechtfertigen. Eine in gutem Glauben begangene schlechte Tat sieht vor dem Gericht des Gewissens stets besser aus als die gleichermaßen schlechte, mit „zynischem Kalkül“ begangene Tat.

Weiterhin will er der Politik, die seinen Glauben so erschüttert und ihn in den Augen seines Milieus lächerlich gemacht hat, Kontra geben. Doch um wenigstens die eigene moralische Würde zu bewahren, muß er dies im Namen von moralischen Wertauffassungen tun. Daher nimmt er gern an Protesten gegen Mißbräuche teil und verteidigt die sogenannten „ewigen“ Werte. Er muß sich selbst retten, selbst wenn ihm jedwede Politik völlig gleichgültig wäre.

Dieser Mechanismus des enttäuschten Glaubens tauchte im Verlaufe der Jahrhunderte mit erstaunlicher Regelmäßigkeit auf, ähnlich übrigens wie die beiden eingangs geschilderten Mechanismen. Ich glaube, daß es sich sowohl für die Intellektuellen als auch für die Politiker lohnt, sich über diese Mechanismen Gedanken zu machen ...

Jan Szczepanski

Informationen

KINDER GOTTES

Die Gegendarstellung der «Kinder Gottes». (Letzter Bericht: 1977, S. 256). Herausgefordert durch eine breite und immer kritischere Berichterstattung von Zeitungen und Illustrierten sehen sich die «Kinder Gottes» neuerdings auch in der Bundesrepublik veranlaßt, auf den Boden jenes „Systems“ zu treten, das sie sonst so tief verachten. Sie beginnen presserechtlich exakt mit Gegendarstellungen zu arbeiten. So konnte man – freilich mit dem üblichen Vermerk der Redaktion: „Das Pressegesetz verpflichtet uns zum Abdruck der Gegendarstellung ohne Rücksicht darauf, ob ihr Inhalt der Wahrheit entspricht oder nicht“ – im «Hamburger Abendblatt» vom 23. August 1977 lesen: „Gegendarstellung. Zum Artikel ‚Kriminalpolizei warnt vor den «Kindern Gottes»‘ im Hamburger Abendblatt vom 11. 8. 1977: 1. Wir betreiben keine Zuhälterei. Es ist unrichtig, daß Mädchen unserer Gruppe dazu angestiftet werden, ihren Körper zu verkaufen. Die «Kinder Gottes» lehnen finanzielle Ausbeutung von Sex in jeder Form ab. 2. Es ist unrichtig, daß alle Sektenmitglieder für ihren Anführer sammeln. Unrichtig ist auch, daß die Einnahmen täglich an die Zentrale in der Schweiz abgeführt werden. Was die Gruppe einnimmt, dient der Herstellung und Verbreitung ihrer Schriften sowie dem Lebensun-

terhalt der Mitglieder. Lediglich 10 Prozent werden für die internationale Arbeit der «Kinder Gottes» (einmal monatlich) abgeführt. Sie fließen nicht dem ‚Anführer‘ persönlich zu. 3. Die Polizei hat keinen Grund einzuschreiten, da die Arbeit der Gruppe gegen keine Gesetze verstößt. 4. Es ist unrichtig, daß die auf der Straße verteilten ‚Mo-Briefe‘ zunehmend pornographischer werden. 5. Es ist unrichtig, daß, wer einmal dabei ist, davon meistens nicht mehr loskommt. Eintritte und Austritte entsprechen zahlenmäßig einander. Kinder Gottes e. V Köln Wolfgang Schmidt (Vorsitzender des Vorstandes).“

In einem *Mo-Brief* vom Juni 1977 mit dem Titel „Der ANTI-GOTT KRIEG gegen die Kinder Gottes und die Familie der Liebe“ wird – offenbar im Zusammenhang einer propagandistischen Gegenoffensive – versucht, das schlechter werdende Image der «Kinder Gottes» auch bei den Straßenpassanten wieder aufzubessern. „«Quick» und «Praline» (der «Stern»-Artikel vom 28. 7. 1977 war noch nicht erschienen d. Red.) lügen über die Kinder Gottes“ ist dementsprechend der Untertitel des Briefes. Freilich, er geht nirgendwo konkret auf die Anschuldigungen ein. Er antwortet mit pauschalen Gegenanschuldigungen:

„Einige dieser verheerenden Artikel erlaubten sich mehr als alles, was wir je gesehen haben, indem sie uns fast jedes denkbaren Verbrechens beschuldigen! Etwas muß getan werden, um diesen boshaften und grenzenlosen Lügen Einhalt zu gebieten. Wir werden gezwungen sein, gesetzliche Schritte gegen diese und andere Zeitschriften zu unternehmen, die diese völlig unbegründeten Beschuldigungen wiederholen. Wir werden sie wegen kri-

mineller Verleumdung, übler Nachrede, wegen Rufmordes, Eindringens in die Privatsphäre, krimineller Verletzung und Übertretung des Urheberrechtes und wegen Diebstahls von urheberrechtlich geschütztem Material, das sich in Privatbesitz befindet, anklagen müssen und/oder wegen der Entgegennahme gestohlener Güter, wenn sie diese Lügen nicht widerrufen und sich dafür entschuldigen.“ Zugleich hat der genannte Mo-Brief aber auch die eigene Gruppe im Auge: „Es ist nicht schwer zu verstehen, warum uns solche Leute so sehr hassen: Jesus sagte: ‚Ihr müsset gehaßt werden um Meines Namens willen‘ – einfach, weil wir Christen sind (Matthäus 10, 22).“ Nicht ganz ins Bild paßt allerdings, was in einer der ebenfalls in diesem Jahr herausgekommenen *«Neue Nation Nachrichten»* zu lesen ist. Dort macht sich ein *Professor Roy Wallis*, Leiter des Instituts für Sozialforschung an der Queen’s University, Belfast, Nordirland, „Gedanken über die Kinder Gottes“, denen er nach seinen Aussagen eine dreijährige Forschungsarbeit gewidmet hat.

Er bescheinigt den *«Kindern Gottes»* daß ihre Glaubensgrundsätze und Praktiken ungewöhnlich, für viele Leute sogar grotesk sind, daß er sie aber als ernsthafte, religiös hingebene junge Menschen beurteilt, die ein Recht hätten, gehört zu werden. Er macht – und das ist in der Tat solchen Gruppen gegenüber immer im Auge zu behalten – darauf aufmerksam, daß die „Geschichte neuer religiöser Bewegungen ... oft eine Geschichte der Verfolgung gewesen“ ist. Und er liefert für eine der zur Zeit umstrittensten Praktiken der *«Kinder Gottes»* auch gleich eine biblische und kirchengeschichtliche Legitimation. Das sieht

folgendermaßen aus: „Da sie die Bibel ernst nehmen, bemerken sie, daß Gott Seine Diener darauf vorbereitet hat, in Seinem Dienst sehr weit zu gehen, und auch sie, als Gottes Botschafter für die heutige Zeit, müssen vorbereitet sein, dasselbe zu tun. Sie sehen im Alten Testament, daß die Israeliten – zugegebenermaßen bei seltenen und besonderen Gelegenheiten – die sexuelle Anziehungskraft ihrer Frauen benutzten, um Verbündete zu gewinnen oder Feinde zu besiegen. Im ersten Buch Mose, Kapitel 12 und 20, wird berichtet, daß Abraham seine Frau Sara zweimal als seine Schwester ausgab und sie sexuell zur Verfügung stellte, um die Gunst mächtiger Feinde zu gewinnen. Sie glauben, daß Sex von einigen der von Menschen gemachten Tabus, die ihn umgeben, befreit werden sollte, daß er zur Ehre Gottes geschaffen wurde und daß er benutzt werden kann, um Sein Vorhaben, Seelen zu gewinnen, auszuführen. Aber sie haben für ihre Ansichten über Sex und Ehe nicht nur Beispiele aus dem Alten Testament. Martin Luther gab der Doppelehe von Philipp Landgraf von Hessen seinen Segen, weil er glaubte, Mehrehe wäre besser als Scheidung.“ Was auch im einzelnen zu solch einer Art Schriftauslegung für die Gegenwart zu sagen wäre – und es wäre viel zu sagen –, eines ist jedenfalls damit festgehalten: in einer für die breite Öffentlichkeit bestimmten Publikation der *«Kinder Gottes»* wird bescheinigt, daß die Anschuldigungen, die in Punkt eins der Gegendarstellung im *«Hamburger Abendblatt»* so vehement abgewiesen werden, offenbar doch nicht nur aus der Luft gegriffen sind. Die *«Kinder Gottes»* tun sich schwer, das Bild von ihnen, das inzwischen entstanden ist, wieder aufzupolieren. ai

Unter dem Druck der Assimilierung. (Letzter Bericht: 1977, S. 198) In jüdischen Kreisen der USA äußert man sich nach einem Bericht im «Deutschen Pfarrerblatt» (14/1977) besorgt über die derzeitige Entwicklung der Assimilierung. Man meint, wenn der gegenwärtige Trend anhalte, dann würde es in fünfzig Jahren kaum mehr jüdische Gemeinden in Amerika geben. Vor allem fehle das prägende Vorbild der Eltern im Blick auf das Praktizieren der jüdischen Religion. Rabbiner Arthur Hertzfeld, Präsident des amerikanischen jüdischen Kongresses: „Man kann nicht erwarten, daß ein Mensch, der die ersten acht-zehn bis zwanzig Jahre kaum mit seinem Glauben konfrontiert worden ist, das Religiöse plötzlich so ernst nimmt, daß er auf den gewählten Lebenspartner verzichtet, nur weil der geliebte Mensch christlichen Glaubens ist.“ Der Rabbiner scheint diese Schlacht bereits verloren zu geben. Es komme nur noch darauf an, nicht unehrenhaft zu verlieren.

Dagegen sind die orthodoxen Kreise anderer Meinung. Hier sind religiöse Erziehung und alltägliches Leben so eng miteinander verbunden, daß der Gedanke an einen nichtjüdischen Ehepartner erst garnicht aufkommt. Häufig werde noch nach der alten Tradition verfahren; die Eltern kämen zu einem Heiratsvermittler, um für ihre Kinder eine Ehe in die Wege zu leiten – und diese Ehen hielten erfahrungsgemäß besonders gut.

In die gleiche Richtung zielt ein Beitrag aus dem Umkreis der Zionistischen Weltorganisation, der sich mit der jüdischen Erziehung in der Diaspora befaßt und hauptsächlich die amerika-

nischen Verhältnisse im Auge hat («Jüdische Rundschau Maccabi» Basel, 21. 10. 1976). Die jüdische Erziehung sei „oft recht oberflächlich“ und „lediglich ergänzender Natur“, zudem fehle es an passenden Lehrkräften und einer schöpferischen Führung. Dieser Mangel an jüdischer Bildung sei eine der Wurzeln für die „schwere Krise“, in der sich die jüdische Gesellschaft heute befinde.

Dabei ist freilich nicht geklärt, welchen Anteil an der Formierung einer jüdischen Identität die Schule und welchen die Familie bzw. die häusliche Atmosphäre bei der Jugend hat. Untersuchungen in Südafrika, Frankreich und den USA brachten widersprüchliche Ergebnisse. Gleichwohl wird gefolgert: „Es ist jedenfalls klar, daß heutzutage die jüdische Schule den Platz einnehmen muß, den früher die jüdische Familie, das jüdische Haus gehabt hatten, und daß es in erster Linie Aufgabe der jüdischen Schule ist, das Bewußtsein der jüdischen Identität im Kinde zu erwecken.“ Doch müsse die jüdische Erziehung „als Ganzes gesehen“ werden, für das die gesamte jüdische Gemeinschaft verantwortlich sei. Nur so könne die enorme Gefahr der Assimilation und des damit verbundenen Substanzverlustes abgewehrt werden. mi

ÖRK-Umfrage über christlich-jüdische Beziehungen. Im Februar 1976 hatte der «Ökumenische Rat der Kirchen» eine Umfrage unter seinen Mitgliedskirchen über christlich-jüdische Beziehungen veranstaltet. Sie diene weniger statistischen Zwecken, sondern sollte den Genfer Mitarbeitern helfen, „ihre Arbeit neu zu bewerten und Prioritäten für die Zukunft zu set-

zen“. Franz von Hammerstein, in der Abteilung „Dialog mit Menschen verschiedener Religionen und Ideologien“ für die christlich-jüdischen Kontakte verantwortlich, gab kürzlich eine Auswertung dieser Umfrage bekannt. Sein Fazit:

„1. Unsere traditionellen Fragen entsprechen nicht den Vorstellungen von Christen in Ländern und Kirchen ohne jüdisches Gegenüber, ohne unsere bewußte Einstellung zum Antisemitismus.

2. Ein gemeinsames biblisches und theologisches Verständnis von Judentum und Israel ist sogar in der nordatlantischen Region noch lange nicht vorhanden, aber der Ansatzpunkt des Dialogs hat die Vorstellungskraft vieler Gruppen auf sich gezogen und bringt uns weiter.

3. Antijudaismus kombiniert mit Intoleranz usw. ist noch immer eine große Gefahr“

Die Antworten sind allerdings nur bedingt repräsentativ. Sie kamen „zumeist aus west- und osteuropäischen Ländern, aber auch aus Afrika, Australien und Neuseeland, wo christlich-jüdische Ausschüsse zu arbeiten beginnen. Für die Kirchen in anderen Erdteilen ist die Frage christlich-jüdischer Beziehungen anscheinend noch nicht relevant geworden...“ Zahlen werden in der Auswertung nicht genannt.

Von der Gelegenheit zur Begegnung mit Juden hänge es ab, ob in einer Kirche ein Unterschied zwischen Judentum, Israel und Juden gemacht und ob das Judentum als eine lebendige Religion betrachtet werde. Eine afrikanische Stimme behauptete, das Judentum habe nach Christus den Status einer Weltreligion verloren, weil „die Juden Christus nicht als Erlöser angenommen haben“. Doch scheint das ein ver-

einzeltes Votum zu sein. Dagegen stellt die Auswertung eine allgemeine Tendenz in den Kirchen fest, mehr Texte des Alten Testaments als früher zu benutzen. In vielen europäischen Ländern gehöre das Alte Testament ganz einfach zur Kultur hinzu, obwohl sich die Menschen dessen oft gar nicht bewußt sind.

Dialog in mehr oder weniger förmlichen Gruppen findet mit Ausnahme eines unabhängigen afrikanischen Staates in allen Ländern statt, aus denen Antworten kamen. Er wird als eine Gelegenheit zum besseren Kennenlernen und zur Überwindung von Vorurteilen geschätzt. Dabei sind die Meinungen geteilt, ob „Dialog“ die Möglichkeit des Glaubenszeugnisses den Juden gegenüber einschließe oder ob dies als „Proselytismus“ völlig ausgeschlossen werden müsse. „Gemeinsames Bibelstudium von Juden und Christen wird noch nicht sehr oft praktiziert, stellt sich aber als eine so lohnende Erfahrung heraus, daß man es immer mehr plant.“

Antijudaismus ist nach wie vor virulent. „Dieser existiert in irgendeiner Form überall, weniger und verborgener in den Kirchen, offener in der Gesellschaft. Angehörige der älteren Generation in den deutschen Gebieten haben vielleicht Überreste der Vorurteile aus der Nazizeit behalten, wohingegen neuer Antijudaismus oft das Ergebnis von antizionistischer und antisraelischer Einstellung ist, die ihrerseits wieder als Ausdruck der Sympathie für die Palästinenser begann.“ Die Gründe für antijudaistische Vorurteile sehen die Kirchen überwiegend in politischen Faktoren; nur einmal wird eine biblische Wurzel genannt.

Man möchte gerne noch mehr und detaillierter über die Einstellung der

ORK-Mitgliedskirchen zum Judentum und den jüdisch-christlichen Beziehungen hören. Doch läßt die Umfrage immerhin einige Tendenzen erkennen. mi

Plädoyer für die „Dreitagejuden“.

Was den Kirchen die „Karfreitags-“ oder „Heiligabend-Christen“, sind den Synagogen die „Dreitagejuden“ – Menschen, die nur noch zu den hohen Festtagen im Gottesdienst erscheinen und die ob solcher Reduzierung ihres religiösen Lebens auf eine gelegentliche pietätvolle Pflichtübung von den „treuen“ Gemeindegliedern gerne abschätzig beurteilt werden. Es sei vielleicht der rechte Augenblick gekommen, meint Hans Heinz Altmann in der «Allgemeinen jüdischen Wochenzeitung» (19. 8. 1977), „um Spott und Ironie auszuklammern und das Eigenständige solcher Menschen auch dann anzuerkennen, wenn sich ihr Denken nicht nahtlos in die Vorstellungen einer Gemeinschaft einfügen läßt“. Sein Plädoyer für die „Dreitagejuden“ ist auch dann beherzigenswert, wenn es nur bedingt auf das christliche Gemeinde- und Gottesdienstverständnis übertragen werden kann.

„Am Anfang muß die Feststellung stehen, daß man alle, die sich Juden nennen, gleich beurteilen sollte. Sehr gläubig, sehr ehrlich können auch die sein, die zu Hause bleiben, wenn es heißt, in Gemeinschaft beten zu sollen. Vielleicht tun sie es im stillen Kämmerlein inniger und aus tieferer seelischer Not als jene, die etwas dahersprechen und nicht verstehen. Vielleicht sprechen sie in ihrer eigenen Sprache und mit eigenen Worten in engerem Kontakt mit ihrem Gott als jene, die im Gottes-

haus nur den Versammlungsraum sehen. Des weiteren muß der Dank der Gemeinschaft auch jenen gelten, die am wenigsten durch ihre Anwesenheit bezeugen, daß sie dazugehören wollen, sondern erst einmal abwarten, in welcher Form sie sich einstimmen können in den Kreis derer, die meinen, sie könnten glauben. Aber solche, denen selbst dieser Wille nicht nachvollziehbar ist – auch das keine Schande – sollten ohne Kenntlichmachung ihrer entgegengesetzten Meinung der Heiligkeit des Ortes und damit auch der Gemeinschaft ihren Respekt erweisen.“ mi

HINDUISMUS

„Ein christlicher Beitrag zum Krishna-Bewußtsein“.

(Letzter Bericht: 1977, S. 165f) Unter diesem Titel veröffentlicht die *Hare-Krishna-Bewegung* (vgl. MD 1976, S. 146 ff) in der jüngsten Nummer ihrer Zeitschrift «Back to Godhead» (Vol. 12 No. 6) eine Erklärung des bekannten amerikanischen Theologen Harvey Cox, der durch sein unkonventionelles, die Zeitströmungen besonders intensiv aufnehmendes Denken auch in Deutschland zum vielgelesenen Autor wurde. Er hatte das Statement bei einem Symposium über „Krishna-Bewußtsein und Religionsfreiheit“ abgegeben, das am 22. November 1976 in der renommierten Harvard University stattfand. Während hierzulande die «Internationale Gesellschaft für Krishna-Bewußtsein» in der Öffentlichkeit einen denkbar schlechten Ruf hat und von Presse, Staatsanwaltschaft und Kirchen unisono abgelehnt wird, hat sie in den Vereinigten Staaten neben

ihren vielen Gegnern, die sie mit harten Bandagen bekämpfen, auch gewichtige Fürsprecher gefunden. Vor allem in der akademischen Welt. „Wir sind heute hier, um uns einem Problem zuzuwenden, bei dem es um nichts Geringeres geht als um die Freiheit religiöser Äußerung in Amerika“, so Diana Eck, Dozentin für Indologie und Religionswissenschaft an der Harvard University und ökumenisch engagierte Christin, auf demselben Symposium. Die Krishna-Bewegung repräsentiere eine jahrtausendealte, reiche und bis heute lebendige Tradition indischer Religion. „Sie darf nicht in Mißkredit oder Verruf gebracht werden, indem man sie einen ‚Kult‘ nennt, und die Würde ihrer einzigartigen religiösen Erbschaft und Geschichte darf nicht geschmälert werden, indem man sie, ohne zu unterscheiden, in einem Atem, mit den vielen populären Kulturen und Bewegungen des Tages vermischt.“

Ähnlich äußern sich andere Religionswissenschaftler, die in der Krishna-Gesellschaft die genuine Verkörperung eines bedeutsamen Stranges der indischen Religionsgeschichte im Westen sehen und darüber hinaus Bhaktivedanta Swami Prabhupada, ihren Gründer und Führer, als Übersetzer, Kommentator und Interpreten klassischer Hinduliteratur schätzen. Solchermaßen aus den Niederungen der jugendlichen Gegenkultur und ihrer „cults“ in den Rang religiöser Seriosität erhoben, wird die Krishna-Bewegung zum akademischen Partner, vor allem aber kommt sie in den Genuß des Rechts auf religiöse Freiheit, das zu verbürgen seit je zu den heiligsten Gütern Amerikas gehört. So unterzeichneten etwa zweihundert Orientalisten, Religions- und Bibelwissenschaftler, in

St. Louis zu einem Fachkongreß versammelt, eine Petition, die religiöse Freiheit für die Krishna-Gesellschaft fordert («Los Angeles Times» 6. 11. 1976).

Wenn eine neue geistliche Bewegung aufgetaucht sei und eine ungewohnte, den gängigen religiösen Standards widersprechende Lebensweise gebracht habe, seien ihre Anhänger fast immer Mißtrauen und Konflikten ausgesetzt gewesen, stellt Harvey Cox zunächst in seiner Erklärung fest. Dazu zitiert er ausführlich das 3. Kapitel des Markus-evangeliums, das vom Bruch zwischen Jesus und seiner Familie – „er ist von Sinnen“ – sowie seiner Auseinandersetzung mit den jüdischen Schriftgelehrten – „er hat den Beelzebub“ – berichtet und in dem Jesuswort gipfelt: „Wer Gottes Willen tut, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter.“ Er wolle nichts rechtfertigen oder legitimieren. Aber im „Herzen des biblischen Glaubens, des christlichen Glaubens gibt es, denke ich, diesen tragischen Akzent: daß die Notwendigkeit einer persönlichen Entscheidung für die eigene Lebensweise, das eigene Denken, den eigenen Glauben, den eigenen geistlichen Weg oft zu tragischer und schmerzlicher Gebrochenheit in den Beziehungen zu denen führt, mit denen man eng verbunden ist. Das ist der Preis, den jede Art von Freiheit zur Wahl fordert. Ich denke, es gibt in diesem Raum niemanden, der leugnen wollte, daß jeder von uns irgendwie diese letzte Wahl zu treffen hat, die wir alle für uns selbst zu treffen haben...“

Woher kommt es, fragt Harvey Cox weiter, daß Hare Krishna und andere Bewegungen in letzter Zeit solche Aufmerksamkeit, ja Beunruhigung ausgelöst haben? Als christlicher Theo-

loge habe er zu bekennen, das deute seiner Meinung nach auf „ein Gefühl der Schuld und des Versagens auf Seiten derer, die etwas von den kritischen und schöpferischen Möglichkeiten zu bewahren versuchten, die das Christentum selbst bietet“. Hätten sie vielleicht zugelassen, daß es mit den Standards von Anhäufung, Profit und Erfolg, die unsre Gesellschaft beherrschen, so identisch geworden sei, daß etwas so offenkundig Esoterisches und Exotisches wie eine Bewegung aus Indien notwendig geworden sei, um sie daran zu erinnern, es gebe auch noch eine andere Lebensweise, deren Kern eine Art Einfachheit und Klarheit sei? Es sei seltsam, daß uns das heute von so weit hergekommenen Bewegungen gesagt werde, während doch „die Propheten unsrer eigenen Tradition“ eine Botschaft hätten, „die in gewisser Hinsicht so ähnlich klingt“.

„Was bedeutet es für uns, daß diese Bewegung in diesem Jahrhundert in unsre Mitte gekommen ist?“ Mit dieser Frage kommt Harvey Cox schließlich zu dem für ihn springenden Punkt. „Ich möchte es sehr theologisch formulieren: Was sagt Gott da zu uns? Was bedeutet es? Ist es nur ein iuristisches Problem? Ist es nur ein Problem der bürgerlichen Freiheiten, wie wichtig das auch sein mag? Oder ist es etwas anderes, was hier geschieht? Sind wir über einige dieser Bewegungen beunruhigt, weil wir auf einer bestimmten Ebene über uns selbst, über die Art materialistischer Gesellschaft, die wir gebaut haben, äußerst beunruhigt sind? Vielleicht wird es eines der Ergebnisse dieser Hare-Krishna-Bewegung sein, uns anzuspornen, daß wir einige Dinge wiederentdecken, die wir in unsrem eigenen religiösen Erbe ignoriert und unterdrückt haben. Ich

denke, das könnte geschehen. Und wenn es geschieht, dann bin ich sehr dankbar für die Art Gabe, die sie bringen.“

Es mag sein, daß die Religionswissenschaftler ein allzu idealistisches Bild von der Krishna-Bewegung haben. Sie ist nicht nur aus ihrer indischen Herkunft zu erklären, sondern ist vielschichtiger und hat noch ganz andere, teilweise höchst problematische Aspekte. Auch das ist zu bedenken: das Recht der religiösen Freiheit und der eigenen Wahl ist nicht nur eine einseitige Forderung, sondern verpflichtet denjenigen, der es in Anspruch nimmt, in gleichem Maße. Schließlich ist es gewiß nicht jedermanns Sache, in einer so ambivalenten Botschaft wie der, die die Jünger Krishnas verkünden, den Anruf Gottes zur selbstkritischen Besinnung zu vernehmen. Es klingen darin viele Töne, die dem Evangelium fremd und konträr sind. Es kann also nicht darum gehen, die Voten und Argumente, die da für die Krishna-Bewegung laut werden, einfach zu übernehmen. Aber sie sollten gehört und bedacht werden. Man hat es sich hierzulande bisher vielleicht zu einfach gemacht. mi

FREIGEISTIGE BEWEGUNG

Horst Prem neuer Präsident der Deutschen Unitarier. (Letzter Bericht: 1976, S. 155) Auf dem Unitariertag 1977 in Hameln wurde, wie die «Unitarische Pressekorrespondenz» meldet, *Dipl. Ing. Horst Prem* zum neuen Präsidenten der «Religionsgemeinschaft Deutscher Unitarier» gewählt. Er ist damit Nachfolger des bisherigen Präsidenten F. Ehrlicher. ai



Jetzt in
2. Auflage
erschienen:

Gottes Recht und Menschenrechte

Studien und Empfehlungen des Reformierten Weltbundes zum Thema
„Kirche und Menschenrechte“

Herausgegeben von J. M. Lochman und J. Moltmann

104 Seiten, broschiert DM 9,80

In den theologischen Traditionen der reformierten Kirchen hat die Entwicklung der Menschenrechte wesentliche Ansatzpunkte gefunden. Diese Kirchen haben hervorragenden Anteil an der Entwicklung der Menschen- und Bürgerrechte und der demokratischen Lebensweise gehabt. Die Generalversammlung des Reformierten Weltbundes hatte 1970 in Nairobi beschlossen, den Mitgliedskirchen als Studienprogramme „die theologische Basis für die Menschenrechte und die Theologie der Befreiung“ zu empfehlen. Mit besonderem Nachdruck richtete es sich auf die theologische Basis der Menschenrechte aus.

Es sieht den theologischen Beitrag des christlichen Glaubens zu den Menschenrechten in ihrer Begründung durch das „Recht Gottes auf den Menschen“, seinem Ebenbild auf Erden. Gottes Recht auf den Menschen gibt diesem seine unantastbare Würde und somit seine unabtretbaren Rechte und Pflichten.

Doch die Menschenrechte werden ständig verletzt, wie z. B. die wachsende Anwendung der Folter heute zeigt. Sie werden auch ideologisch ständig mißbraucht zur Rechtfertigung der eigenen Interessen gegen die Rechte anderer. Christliche Theologie nennt die Unmenschlichkeit des Menschen Sünde: Er will „sein wie Gott“ und verliert damit seine Menschlichkeit.

Durch das Evangelium wird Gottes Recht auf den Menschen als zurechtbringende Gerechtigkeit verkündet (Römer 1, 17) und damit auch die Würde eines jeden und aller Menschen offenbar. Wo aber die Würde des Menschen proklamiert wird, da werden auch die fundamentalen Rechte und Pflichten des Menschen in Kraft gesetzt.

Neukirchener Verlag · 4133 Neukirchen-Vluyn 2

Neu im Quell Verlag Stuttgart
Ein informatives Sachbuch,
unentbehrlich für Beratung,
Unterricht und Gemeindearbeit

Hans-Diether Reimer (Hrsg)

Stichwort »Sekten«

Glaubensgemeinschaften außerhalb der Kirchen.
80 Seiten. Kartoniert DM 7.80
Für »Materialdienst«-Bezieher DM 6.30

Wie stark das Interesse am Thema »Sekten« ist, erwies das Echo auf eine Sendereihe des Deutschlandfunks. Aus der Sendereihe ist dieses klärende Sachbuch hervorgegangen. Für einen breiten Interessenkreis erschließt es Hintergrundinformationen, gibt Maßstäbe zur Einordnung und Beurteilung und verbindet die typologische Darstellung des Phänomens »Sekten« mit Beschreibungen der in der Bundesrepublik am weitesten verbreiteten religiösen Sondergemeinschaften.

Eine Publikation
der Evangelischen Zentralstelle



für Weltanschauungsfragen
im Quell Verlag Stuttgart

Beilagenhinweis: Dieser Ausgabe liegt eine Bestellkarte aus dem Quell Verlag Stuttgart bei.

Herausgegeben von der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen der EKD im Quell Verlag Stuttgart. – *Redaktion:* Pfarrer Helmut Aichelin (verantwortlich), Pfarrer Michael Mildenerger (geschäftsführend), Pfarrer Dr. Hans-Diether Reimer. *Anschrift:* Hölderlinplatz 2 A, 7 Stuttgart 1, Telefon 22 70 81. – *Verlag:* Quell Verlag und Buchhandlung der Evang. Gesellschaft in Stuttgart GmbH, Furtbachstraße 12 A, Postfach 897, 7 Stuttgart 1. *Kontonummer:* Landesgiro Stuttgart 2 036 340. *Verantwortlich für den Anzeigenteil:* Heinz Schanbacher. – *Bezugspreis:* jährlich DM 20,- einschl. Mehrwertsteuer und Zustellgebühr. Erscheint monatlich. Einzelnummer DM 2,- zusätzlich Bearbeitungsgebühr für Einzelversand. – Alle Rechte vorbehalten. – Mitglied des Gemeinschaftswerks der Evangelischen Publizistik. – *Druck:* Maisch & Queck, Gerlingen/Stuttgart.